

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 249.

Sonntag, 11. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



7. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Eine halbe Stunde später empfing Brigitte, in dem abgelegten Kleid der Pariser Schwiegertochter Madame Jules, das ihr, der groß und kräftig gewachsenen Haushälterin, überall zu eng und zu kurz war, den Duke in ihrem ärmlichen Zimmer.

Frau Jules hatte für den Empfang ihr Wohnzimmer zur Verfügung stellen wollen.

„Der Duke soll sehen, wie man mich behandelt hat“, entschied Brigitte, ahnungslos, daß sie ihrem „Feinde“ gegenüberzutreten sollte. Sie hielt ihn für einen Abgesandten Windermers, die ihren Aufenthalt entdeckt hätten.

Goyle — im ersten Augenblick! — bemerkte nur eins: die düstige Umgebung, das ausgediente Kleiden. Sein böses Gewissen regte sich heftiger.

Brigitte sah einen würdigen alten Herrn, dessen Titel sie einen vollkommenen Gentleman erwarten ließ. Und so sagte sie ehrlich empört:

„Mylord, Sie sehen, wie man mich behandelt hat.“

Und er, die Hand aufs Herz legend:

„Meine Dame, seien Sie versichert, daß meine Agenten ihre Befugnisse überschritten haben!“

„Ihre Agenten?“

Und das ehrwürdige Gegenüber verneigte sich:

„Die Beauftragten des Herzogs von Arles.“

„Des Herzogs von Arles?“

„Ich vertrete die Interessen des Herzogs.“

„So sind Sie...?“

„Sie dürfen darauf vertrauen, daß wir uns sehr bald geeinigt haben werden. Sie überlassen mir das Medaillon gegen einen Preis, den Sie nur zu nennen brauchen — und ich führe Sie Ihren Verwandten wieder zu.“ „Was geht Sie das Medaillon an?“

„Es gehört in meine Familie.“

„Unmöglich! Niemals hat meine Verwandtschaft sich nach England oder gar Frankreich erstreckt! Wie sollte ein Gegenstand aus dem Besitz Ihrer Familie in die meine kommen?“

„Über das Wappen?!“

„Irgendeine wunderliche, alte Gravierung ohne Sinn.“ „Einerlei — ich muß es haben!“

„Sie werden es niemals bekommen! Außerdem habe ich es nicht mehr unter meinen Effekten. Ich rate Ihnen, lassen Sie mich sofort nach Nizza, zur Lady Windermere, bringen — ohne Bedingungen und Verzögerungen. Sie verschlimmern Ihre Lage durch jede Stunde, die Sie mich in dieser unwürdigen Umgebung lassen!“

„Und wenn ich Sie freilasse?“

„Mein erster Gang wäre zur Polizei!“

„Sie werden mit sich reden lassen.“

„Nein!“

„Sie werden einsehen...“

„Ich sehe bereits ein, daß man abscheulich mit mir umgeht! Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein alter, würdiger Herr, wie Sie zu sein schienen, als Sie hier eintraten, sich mit einer Bande von solchen Gewalttätern, wie diese Burschen, die mich hierher verschleppt haben, zusammentun würden.“

„Ich brauche das Medaillon!“

„Der Lord Windermere wird mich zu rächen wissen.“

„Das wird er gewiß“, nickte der Lord philosophisch.

„Aber nun ich mir diese abscheuliche Angelegenheit einmal eingebrocht habe, soll sie mir wenigstens auch einen Gewinn bringen.“

„Das Medaillon?“ „Eben das...“

„Ich begreife nicht, was Sie an diesem seltsamen Schmuckstück haben; ich versichere Ihnen aber: auf diesem Wege erlangen Sie es nie. Und überhaupt — nachdem man mich... oh, es ist abscheulich...“ Die Empörung rötete Brigittes Wangen und leuchtete aus ihren großen grauen Augen wie eine Flamme zu ihm herüber. „Windermere — mein Vater — alle unsere Bekannten in Hamburg — wie werden sie sich ängstigen!“ Sie sprachen englisch miteinander. Goyle wußte kaum ein Wort deutsch. Doch er kannte Hamburg, wo er zuweilen gewesen war, besonders vor dem Kriege.

„Wir werden nach Hamburg telegraphieren.“

„Und an Windermere. Wie heißt überhaupt der Ort, an dem ich bin?“

„Doooh! Machen Sie sich nichts daraus, den Namen nicht zu kennen — es ist ein ganz gleichgültiger und unbedeutender Ort an der Küste.“

„Ich werde also ein Telegramm senden.“

„Geben Sie mir die Anschrift Ihres Vaters.“

„Ich möchte selbst...“

„Ausgeschlossen.“

„Dann — verzichte ich.“

„Sagen Sie mir wenigstens Ihren Namen, mein Fräulein.“ Brigitte zögerte.

Doch dabei konnte kaum eine Falte sein.

Oh, sie war grenzenlos mißtrauisch geworden in diesen Tagen.

„Brigitte Holm...“

„Holm?“

„Holm!“

„Aus Hamburg?“

„Ich habe es bereits gesagt...“

„Sie sind nicht — von Adel?“

„Bon Adel? — Nein!“

„Oh, es täte mir leid, wenn es die Eigenliebe des Lord Windermere verletzete. Aber sollte nicht vor Jahren ein Verwandter von Ihnen in Diensten des Herzogs von Arles gestanden haben — und sich das Schmutzstück — vielleicht — angeeignet haben?“

Jetzt konnte sich Brigitte nicht mehr helfen.

Das Komische der Situation überwältigte sie.

Sie — vis-à-vis diesem seltsamen Gentleman in dem engen Stübchen, das für sie beide nicht einmal Raum und Gelegenheit zum Sitzen bot — das streitbare Gespräch — endlich diese ungeheuerliche Wendung der Unterredung. Waren es ihre überreizten Nerven — war es die gesunde Jugend in ihr? Sie brach — nachdem sie einige Sekunden lang das ernsthafte Gesicht vor sich verblüfft angeschaut hatte, in ein helles und lehten Endes befreiendes Lachen aus.

Der Duke verlor ein wenig die Haltung vor dieser Perlenreihe ausgelassener Heiterkeit.

„Sie, mein Herr“, lachte ihn Brigitte aus, „Sie — wollen meine Vorfahren — freie Hanseaten, die vor Jahrhunderten schon Räuhereien jeder Art verfolgten und rächten — eines Diebstahls bezichtigen — Sie, die Sie mir das Beste rauben, was ein Mensch hat — die Freiheit? Sie sollten sich schämen.“

Und da sie nun ihrerseits zu glauben begann, sie habe es mit einem Irrsinnigen zu tun — andererseits aber auch gemerkt hatte, daß der „Duke of Goyse“ — wie der Kauz sich zu nennen beliebte — einen ungeheuren Respekt vor ihrem Vetter Windermere hatte, beschloß sie, ihre Überlegenheit zu benutzen und aus der Sache das Beste zu machen, was irgend ging.

„Es ist unerhört, eine Dame wie mich in ein solch unzivilisiertes Gelaß zu stecken: Lord Windermere wird empört sein, daß man mich — zu allem anderen noch — nicht einmal standesgemäß untergebracht hat.“

Goyse knickte buchstäblich zusammen.

„Sie — wohnen in der Tat sehr einfach.“

Einfach?“

Brigitte fühlte, wie sie die Oberhand gewann, und zog ihre Konsequenzen.

„Und nicht einmal meine Koffer hat man mir besorgt. Man mutet mir zu, in einem Badeanzug und Bademantel Tage zu verbringen. Wie unfair!“ (Sie wußte, daß kein einigermaßen zivilisierter Engländer diesen Vorwurf aus dem Munde einer Dame erträgt.) „Wenn Lady Windermere das wüßte! Was ist überhaupt aus meinen Sachen geworden? Ich kann nicht umhin, anzunehmen, daß sie mir von den Beauftragten Seiner Herrlichkeit des Herzogs von Goyse — entwendet worden sind. Wirklich nur, um das — Medaillon zu suchen? Ich verlange vor allem meine Garderobe und ein anständiges Unterkommen, ehe ich mich auf irgendeine Unterhandlung einlasse.“

„Sie sind vollkommen in Ihrem Recht mit diesen Ansprüchen...“, murmelte der Herzog ergebungsvoll.

Er begann zu ahnen, daß die Torheit, die er gemacht, sich noch viel ungeheuerlicher auswachsen werde, als er je für möglich gehalten. Er hatte das stiftierte Wesen immer nur als Trägerin und Besitzerin — wenn auch unrechtmäßige Besitzerin — des Medaillons betrachtet; nun mußte er zu seinem Erstaunen merken, daß es ein Mensch mit durchaus eigenen Ansprüchen, mit Willenskraft — mit Forderungen war. Zu seinem weiteren Erstaunen zeigte sich die Besitzerin keineswegs beschämt oder reuig über die Tatsache, das von ihm erstrebte Gut bei sich entdeckt zu finden — sie schien im Gegenteil fest anzunehmen, daß außer ihr niemand einen begründeten Anspruch auf dieselbe zu machen berechtigt sei.

All diese Erkenntnisse entmutigten den von seiner fixen Idee verblendeten alten Herrn und überwältigten ihn fast. Die Furcht, bei den bevorstehenden Wahlen von seinem politischen Gegner Windermere ausgestochen zu werden, im Kampf mit der Inhaberin des endlich einmal aufgetauchten Medaillons zu unterliegen, machten ihn unschlüssig — selbst zaghaft.

Klar war ihm nur eins: diese junge energische Dame hatte ein Anrecht auf eine ihren Gewohnheiten gemähere Lebenshaltung.

„Ich bitte Sie, einige Tage meine Gastfreundschaft annehmen zu wollen.“

„Ich — fürchte, ich habe sie bereits genossen.“

„Alles, was sie entbehrt haben, wird Ihnen unverzüglich nach besten Kräften ersetzt werden.“

„Ich will wissen, wo ich bin.“

„Sie werden noch heute abend — in wenigen Stunden — hier abreisen.“

„Zu meinen Verwandten?“

„Gestatten Sie — ich habe eine nette kleine Besitzung, wenige Meilen von hier — auf der Sie sich ohne Zweifel wohl fühlen werden.“

„So? Glauben Sie in der Tat...“

„Ich darf mich für eine kurze Zeit empfehlen.“

Der Duke hatte ein verständliches Verlangen, fortzukommen, aus dem Angesicht dieser flammenden Nemesis.

„Wenn Sie in ein paar Stunden bereit sein könnten?“

„Bereit? Meinen Sie, wieder in Badeanzug und Bademantel?“

Es muß gestanden werden, daß Brigitte, vor dem Agenten des Duke in Scheu und nicht ohne Besorgnis über ihre Zukunft — seit sie Auge in Auge mit Goyse gestanden —, zwar noch empört, aber in keiner Weise mehr angsterfüllt war. Ein sicheres Gefühl sagte ihr, daß man ihr nichts geschehen lassen werde — daß ein Sonderling, aber kein böser Mensch in ihr Leben eingegriffen — und daß die Angelegenheit der humoristischen Seite nicht entbehre...

Wenn nur der Gedanke an Windermere, an ihren Vater, an alle ihre Bekannten und Verwandten in Hamburg sie nicht geängstigt hätte! Welche Qualen mußten diese lieben Menschen in der Sorge um ihr Schicksal ausstehen.

Draußen erwarteten Labbe und Roumier ihren Auftraggeber mit einem Haufen Tageszeitungen, in denen das geheimnisvolle Verschwinden der jungen deutschen Dame, die die nahe Verwandte eines in der englischen Politik oft genannten Lords war, in allen Tonarten besprochen wurde. Wilker und die beiden jungen Windermere hatten ihre Aussagen gemacht. Die Attaden auf das Medaillon gaben zu denken. Der Titel des Herzogs von Arles ließ Rückschlüsse zu. Der Sched „mit der Unterschrift eines der höchsten englischen Aristokraten und erfolgreichen Politikers“ befand sich in der Hand Windermere.

Es war fast ein Wunder — womöglich eine zarte Rücksichtnahme der Journalisten, eine Galgenfrist, die der Gegner gewährte —, daß der Name des Herzogs von Goyse, der bereits auf aller Zungen zu liegen schien, noch nicht genannt war.

(Fortsetzung folgt.)

September.

Nun noch die Sonne wärmt wie je zuvor,
Will doch schon Ahnung deinen Sinn erfassen,
Was bald die Flur an bunter Pracht verlor,
Wenn welkes Laub sich sammelt auf den Straßen
Da sich der Sommer müde will bequemen,
Mit lechter Schönheit seine Gruft zu schmücken,
Sprichst du schon leise von dem Abschiednehmen,
Träumst schon vom Herbstsprung auf der Berge Rüden.
Der hohe Schein der stolze Zeit,
Vor kurzen Monden wie ein Gast willkommen,
Zum Opfertode wie ein Held bereit,
Ist allzu früh in fahlem Licht verklommen.
Da prangt noch einmal leuchtend um dich her,
Von deiner Sehnsucht zauberisch gewedt,
Der schönsten Blumen flammendes Farbenmeer,
In der Erinnerung wie neu entdeckt.
Du grüßt die Rose, Flieder, Anemonen,
Der schlanken Tulpe schmales Blütenhaupt,
Noch einmal schmückt sich mit demantnen Kronen
Septemberland, schon beinahe gelb belaubt. —
Nun senkt die Waffen jener stolze Gott,
Der seinen Wagen lenkte ob der Flur;
Der Vögel Lied klingt fast wie leiser Spott
Und Sommerglanz ist bald ein Märchen nur.

Alfred Hof.

Paddelfahrt durch Wild-Öst.

Ins tiefste Masuren.

Nach einem Blick auf die Karte habe ich Rudezang als Hauptquartier erwählt. Hier ist die größte zusammenhängende Waldfläche Masurens: die Johannesburger Heide. Rudezang grenzt an zwei der schönsten Seen, den Niedersee und den Beldahneer.

Von der Bahnlinie über Allenstein aus fährt man die ganze Zeit an der Blochhauslinie entlang, die sich von Angerburg bis Reidenburg zieht. Das ist die alte Verteidigungslinie gegen Rußland, ein System von festen Blockhäusern, manchmal auch Zementtürmen, die in Abständen von etwa einem Kilometer halb versteckt im Walde liegen. Sie sind mit Schießscharten versehen und verbunden durch breite Stacheldrahtverhaue. Es macht einen ganz seltsamen Eindruck, wenn man in den Wäldern Masurens auf diese Stacheldrahtverhaue stößt, oder auf die verlassen Schanzen am Seeufer, die kaum anders aussehen, als die primitiven Ringwälle aus der Steinzeit, mit dem einzigen Unterschied, daß eine eiserne Pumpe in ihrer Mitte steht.

Aussteigen in Rudezang. Der herrliche starke Geruch der Sägewerke erfüllt die Luft. Zwei große Sägewerke, ein Laden, ein Gasthaus, ein Duzend weitverstreuter Häuser, das ist schon ganz Rudezang — halt: man darf das neue Kurhaus nicht vergessen, das liegt etwas entfernt vom Ort am Beldahneer. Mit eigener Elektrizitätsanlage, mit Bädern, Telefon, fließendem Wasser, Theaterbühne und sogar mit Stahlmöbeln. Das hat eine reichliche Viertel-million gekostet, größtenteils aus Mitteln der Osthilfe, und kein Mensch weiß, wie sich das je rentieren soll, denn das sogenannte „Internationale Publikum“ hat Masuren Gott sei Dank noch nicht entdeckt.

Wir wohnen im Wald bei einem Förster — ein stiller Mann mit seltsam dunkler Haut und Augen, die genau die gleiche Farbe wie die Augen seines Jagdhunds haben, ein Mann wie ein Stück Wald. Aber das Zimmer, das er mir gibt, sieht nach jungverheirateten Leuten aus, mit weißen Eisenbetten und einer hellblauen Bergkristalltapete.

Wir setzen das Faltboot zusammen. Das ist ein zauberhafter Vorgang. Wenn zuerst die Haut ganz schlaff am Boden liegt neben einem Haufen von Stäben und Rippen. Wenn man das Skelett von Vorderstumpf und Hinterstumpf zusammensetzt, nach roten und nach blauen Nummern, dann sitzt jedes Einzelteil zunächst ganz locker. Dann aber steifen sich Spannen, Kielstreifen, Stäbe und Ratten gegenseitig ab. Das Ganze wird unverrückbar fest. So ein Faltboot hält viel mehr aus, als man denken sollte. Es ist herrlich, wenn die Bootshaut sich strafft und prall wird, wenn die Kielstreifen ineinanderschlagen, herrlich wenn es fertig vor uns liegt, sozusagen vor dem Stapellauf, ein schwarzer Rumpf, ein rotes Deck, herrlich wenn man die letzte Ausrüstung beibringt: Paddel und Segel, Proviant und Werkzeug. Ölzeug und Angelgerät. Fische gibt es genug, das Angeln hat nur eine Schwierigkeit: man muß schon halb Masuren umgraben, um ein paar Regenwürmer zu finden.

Ein klares freies Fahrwasser ist der Beldahneer und überall sind seine sandigen Ufer umsäumt von herrlichen Wäldern. Hier ist die Tierwelt so reich, wie wir es uns kaum vorstellen können. Das Rehwild blüht kaum auf, wenn das Boot vorüberfährt, Fischreiher fliegen mit Schilfstengel im Schnabel ihren Kolonien zu. Am Ufer sieht man oft ein Duzend Reiher in Gemeinschaft fischen: mit beinahe menschlicher Intelligenz sperren sie eine kleine Bucht ab; waten konzentrisch dem Ufer zu, treiben die Fische vor sich her in flaches Wasser, wo sie sie auffischeln können.

In fast allen masurischen Seen liegen unbewohnte Inseln, hohes Land in runden Kuppen, bestanden mit Laubwald und Kiefern, laden zum Zelten und Lagern — auf Meilen in der Runde lebt kein Mensch.

Von allen Ufern kommt das Gurren der wilden Tauben, tief, lechlig voller Friede. Die Enten sieht man immer paarweise: das unscheinbare Braun der Dame und die prächtige weiße Weiße und den fahlgelben Kopf des Herrn. Am Himmel kreisen die breitgefächerten Silhouetten von Bussard und Habicht. Die Haisbüsche wachsen hier mit prachtvoll langen und geraden Ruten. Ich sehe sie wieder mit den Augen eines Jungen an: ob sie was taugen zu Angelruten, Bogen und Pfeil, oder Zeltstangen und Bootshaken.

Wir segeln den Beldahneer herauf: Ausrüstung für zwei Tage, Schlafdecken, Proviant und die kleine Kamera, am liebsten Spann hinter meinem Rücken festgebunden, damit sie nicht gleich abfällt, wenn das Boot mal kentert. Mit Wind von Süden geht die Fahrt herrlich, daß das Booten unserer Bootshaut brummt. Wir passieren die Bucht von Wigrinnen und kommen glatt bis zur Höhe, wo die Crutina in den Beldahneer mündet, ein kristallklares, schnell-

fließendes Wasser in gewundenem Lauf zwischen Wiesen und Wald, eines der schönsten Paddelreviere Ostpreußens.

Hier verläßt uns der Wind, wir treiben am Land, lagern und warten auf bessere Gelegenheit. Bisher sind wir das einzige Fahrzeug auf dem See gewesen, aber jetzt eben passiert ein kleiner Raddampfer aus Großvaters Zeit und zieht ein Floß von ein paar hundert Meter Länge hinter sich.

Nach einer Weile springt der Wind von neuem auf: leicht wie ein Luftballon treiben wir an der Einfahrt des Spindingssees vorbei auf Nikolaiten zu.

Schon ist das: Eintausen gehen in einer kleinen Landstadt — das Geld in der Hand, weil der Trainingsanzug keine Taschen hat und lautlos auf den Gummisohlen der Bootschuhe. Herrlich sind die Läden; jeder ist ein „general-store“ in dem es alle Waren gibt. Der Laden ist meist quer durchs Haus gebaut, damit man vom Hof ebenso wie von der Straße herein kann. Das ist wichtig, weil die Bauern ihre Wagen während des Eintausens auf den Hof zu stellen pflegen. Von der Decke herab hängen allerhand Eisenwaren, wie Zinkeimer, Haken, Schaufeln, Milchkannen, Harten, Emailgeschirr, das Eisen in Papier gewickelt. Aber auch Fuhrmannsstrid, Jaumzeug, Angelruten und Stall-Laternen. Der Handel geht langsam, aber getrunken wird schnell. Gekauft wird meist masurisch; man meint, man müßte es verstehen, weil so viele deutsche Worte eingeflochten sind, aber man versteht es doch nicht.

Wir kaufen: eine Kerze, einen Viertelliter „Weizen“, Kartoffelschnaps; denn es wird kalt am Abend, und ein Bund Stroh. Dann gehen wir um den Proviant zu ergötzen. In einem uralten Haus mit Säulenvorbau sehe ich ein Schild „Maränen-Räuchererei“. Maränen, das ist die große Spezialität der Gegend, ein Fisch, den es nur in diesen Seen gibt; er hat die glatte goldschimmernde Haut, die leicht abspringt, fast keine Gräten, und ein helles sehr fettes Fleisch, und er schmeckt — ganz unbeschreiblich gut. Mit ihm verknüpft sich eine alte Fischelegende: an der Brücke von Nikolaiten muß man nachsehen, ob der „Stinthengst“ noch angebunden ist, der Urgroßvater aller Maränen, den die klugen Nikolaiter Fischer an ihre Brücke angeketet haben. Und richtig: da schwimmt er. Ein riesenhaftes Fischgespenst, halb Krokodil, halb Seeschlange mit einem schießen Goldtörchen auf dem Kopf. Der Göse ist an einer langen Kette an einem Brückenpfeiler angebunden.

Wir paddeln in den Spindingssee hinein. Das ist ein allmächtiges Wasser, 120 Quadratmeter groß. Der bekannte Wannensee hat wohl 16. Vom niedrigen Faltboot kann man kaum das jenseitige Ufer sehen. Starker Wellengang. Wir treuen in den See hinein der aufgehenden Sonne entgegen. Am Himmel ziehen große schwarze Wolkenmassen in saulender Fahrt. Wilde Schwäne fliegen vorbei; sie gleichen Freigatten unter vollem Segel. Ihre starken Schwingen peitschen die Luft mit einem Geräusch als schnitte eine große Säge laufend ein in weiches Holz.

Mittags. Anlegen bei einem Bauernhof.

Die Kühe werden gerade gemolken, da müssen wir warten bis es Milch gibt. Wir sitzen auf dem Hof. Menschen sind nicht zu sehen, aber welche Menge von Tieren! Auf dem Dach ein Storchpaar, auf dem Hof das Volk der Hühner, der Hund und mehrere Kagen. Im Garten, wo die Wäsche auf dem Rasen bleicht, die Enten und zwei zahme Rehe. Unter dem Dach des Stalls nisten ganze Siedelungen von Schwalben, auf dem Dach des Wohnhauses zwischern die Stare, ein Flug Tauben senkt sich vom Himmel auf den Hof herab: was nährt und beschirmt nicht alles so ein Bauernhof! Zum ersten Male ist mir dies enge Zusammenleben von Mensch und Tier, die Verantwortung des Menschen für die Arche Noah, die so ein Hof darstellt, vollkommen klar geworden.

Wir bekommen Brot und Milch. Aber es sind weder Eier noch Butter da: der Bauer ist Margarine, weil er die Butter verkaufen muß — was für ein widersinniger Zustand. Wie wir das Brot anschneiden, finden wir es durchsieht mit großen Kartoffelstücken. Es ist ein Brot wie wir es im Kriege kannten, ein solches Brot redet von der Not des Bauern deutlicher als alle Statistik.

Dicht am Waldrand paddelnd, da wo das Wasser am stillsten ist, erreichen wir gegen Abend die Försterei. Alle Mühsen tun weh, aber das tut gut zu spüren, wie der ganze faul und träge gewordene Körper durchknetet wird. Bei sinkender Sonne ein Bad. Das Wasser ist so kühl und kristallklar, daß man bei den ersten Schwimmstößen Angst bekommt, das Herz könnte still stehen — aber dann brennt die Haut und wird heiß beim Dauerlauf im Wald.

Windstärke zehn! Eisiger Nordwest rast über den aufgewühlten Atlantik. Vor drei Tagen sahen wir die letzten französischen Leuchttürme. Und noch liegt Europa kaum 200 Meilen zurück. Es dunkelt. Bald hüllt undurchdringliche Finsternis unseren schwer beladenen Frachttahn in grenzenlose Einsamkeit. Geraume Zeit schon sehe ich unter der Tür meiner Funkebude und lausche dem Wüten der Elemente. Tausend losgelassenen Dämonen gleich jagt und heult es in den Lüften. Der aufgeregte Ozean wirft Berge von Wasser über das im trüben Schein meiner Stationsampel nah schimmernde Eisendeck. Das Schiff rollt und stampft, bäumt sich wie ein wundes Tier. Geisterhaft taucht achtern die Hecklampe für Momente aus dem Chaos. Donnernd hauen Brecher über die Reling. Fontänen versprühen gegen die Kadeebäume. Schäumende Wassermassen wälzen sich rauschend im Takte des schlingenden Schiffes. Die Rudermaschine stöhnt in abgehackten Stößen. Wütend dreht sich die Schraube bei jedem Beben des Achterschiffes in der Luft. Ein Zittern durchläuft den stählernen Leib.

Meine Abendwache beginnt. Im Gefühle sicheren Geborgenseins schalte ich auf Empfang. Mechanisch dreht die Linke den Kondensator. 600 Meter, die Welle des allgemeinen Verkehrs. Valencia Radio sendet Wetterbericht. Da — was war das? Wie elektrifiziert fahre ich auf:

„SOS.“ — Die Nerven zittern, der Bleistift fliegt. Hält Bruchstücke fest aus dem Wirrwarr von hundert Stationen. Und immer wieder durchdringend: SOS — SOS — Näheres geht unter im Wellenchaos und im Heulen des Sturmes, der Kanonaden von Hagelschauern auf mein Stationsdach schleudert. Verdammt! Wo ist das Schiff, das sich in Not befindet? Wie heißt es? Der Ruf kommt laut durch, sehr weit ab kann es nicht sein. Aber kommt das Zeichen überhaupt von dem havarierten Fahrzeug selber? Ist das, was ich höre, nicht nur von anderen weitergegeben? Ich schreibe, male Buchstaben hinter Buchstaben, suche zu entziffern. Vergebliche Mühe, in dem tollen Durcheinander Zusammenhänge zu erjagen. Erst das Eintreten der benachbarten englischen und französischen Küstenstationen bringt Klarheit. Mit höchster Lautstärke tönen Landsend und Quersant Radio in Wiederholungen durch den Äther: QRT — QRT — SOS. Eine Anzahl Morsestriche folgen. „QRT“ ist eine der vielen internationalen Abkürzungen, die es ohne Rücksicht auf Nationalität und Sprache jedem Funker ermöglichen, sich über Fragen, die für den Betrieb von Wichtigkeit sind, zu verständigen und bedeutet: „Hören Sie sofort mit Senden auf!“, während „SOS“ den jedermann bekannten Hilferuf eines in Not geratenen Schiffes ausdrückt. Dabei sei bemerkt, daß die drei Buchstaben „SOS“ nicht, wie man meist annimmt, von den Worten „Save our souls“ („Rette unsere Seelen“), abgeleitet sind. Der Grund für die Wahl dieses Zeichens liegt vielmehr in seinem ausgezeichneten, überall durchdringenden Morserhythmus. — — — — — Allmählich verstummen die Sender der Schiffe und ich vernehme nun Namen und Position des beschädigten Fahrzeugs.

Mit Mühe erreiche ich bei dem herrschenden Seegang die Brücke, um den wachhabenden Offizier in Kenntnis zu setzen. Ein Blick auf die Karte sagt uns, daß der Standort des Dampfers immerhin 70 Meilen südlich von uns liegt. Hilfe unsererseits ist demnach ausgeschlossen. Machen wir doch stündlich kaum zwei Meilen gegen die fürchterliche See. Die Brücke steht dauernd unter Spritzwasser. Rauschenden Jagen, vom schwachen Lichtschein getroffen, schemenhaft aus dem didymalen Schornstein.

Wieder sitze ich vor dem Lautsprecher. Immer noch Funkstille. Nur selten unterbrochen von dem warnenden „QRT“ als Antwort auf vorzeitigem Senden einiger Funker. Ruhe — — drückend empfunden und ungewohnt in dieser am dichtesten befahrenen Gegend der Welt. Hört man hier doch sonst ein Höllentonzert von Pfeifen, Summen, Fauchen und Knarren. Und nun so still, als wären alle Funker ausgestorben. Nur das Schiff ächzt, die See brüllt, und der Sturm heult in die Nacht.

Ich lausche, höre gespannt in den Äther, da — wie aus weiter, unsagbarer Ferne piepst ein Stimmchen, hell und zart wie eines kleinen Vogels. Led durch den ungeheuren Raum: „SOS — QRT —“ Nun wieder! Stimmen sind es, die sonst ungehört verhallen. Stationen weit unten im Südatlantik, im Roten Meer, hoch oben im Baltikum und aus dem äußersten Westen. Ihr Ton klingt so entfernt, als käme er aus einer anderen Welt: „SOS“ — — — — — Sonderbar berührt mich das, wie so die Kontinente aneinander-

rücken. Der erste Ruf um Hilfe, in nächster Nähe ausgesandt, wurde aufgefangen von Stationen des näheren Umkreises. Und Funker gaben, solange ihnen der Ausgangspunkt des Rufes unbekannt, diesen, vermittelnd, ins Unbestimmte weiter, als Warnsignal für alle, ruhig zu sein. So eilt das schicksalschwere Zeichen hin in fernste Erdenwinkel und tausende von Menschen sind für kurze Zeit in den Kreis eines fernen Ereignisses gebannt. Der Stafettenlauf um die Erde hat diese zu einem einzigen Spielfeld gemacht, innerhalb dessen man alle Raumbegriffe für kurze Zeit in Trümmer schlägt.

Endlich, nach einer langen Stunde, die für eine Schar von Menschen Schicksal ist, durchbricht Landsend die lähmende Stille: „C Q — C Q — G L D SOS clear“. Die erlösende Nachricht an alle: Hilfe für das verunglückte Schiff ist geregelt. Der allgemeine Nachrichtenverkehr kann weitergehen. Inzwischen haben sich bei den vielen Funkstationen die abzusendenden Telegramme gehäuft. Wie auf Kommando stürzt sich jeder Funker auf die Taste, um im schwirrenden Tanze der Morsezeichen der erste zu sein im Kampf um die Antwort der gerufenen Stationen. Nichts erinnert mehr an die verfloßene Stunde.

Der Demonstrant.

Von Erich Rohde.

Emil Hintelmann, Vertreter für Lederwaren aller Art, war im Begriff, nach einem ausgedehnten Spaziergang die Straßenbahn zu besteigen, die ihn aus dem Vorort wieder in die Stadt zurückführen sollte. Trotzdem zog Hintelmann den Fuß, den er schon auf das Trittbrett gesetzt hatte, wieder zurück, denn er bemerkte eine lange Reihe Menschen, die in breitem Zuge auf der Straße marschierte. Vorneweg schritt mit klingendem Spiel eine Musikkapelle, und Hintelmann hatte für Blechmusik schon immer eine Schwäche gehabt. Da der Zug sich der Stadt zu bewegte, erwachte in Hintelmann der Wunsch, sich anzuschließen und mitzumarschieren.

Er tat so und setzte die Füße kräftig im Takt der Musik. Unvermutet riesen die Menschen im Zug „Hoch...“ und „Nieder...“. Hintelmann benutzte diese Gelegenheit, um der Kapelle mit ein paar schnellen Schritten ein wenig näher zu kommen. Zwar erregte er dadurch Unruhe und Aufsehen, aber er glück es schnell wieder aus, da er beim nächsten Mal einfach „Hoch...“ und „Nieder...“ um den Leuten eine Freude zu machen, kräftig mitrief.

Allmählich rückte so Hintelmann nach vorne und schritt schließlich direkt hinter der Kapelle mit den blinkenden Blechinstrumenten, dicht neben dem Fahnenträger. Als Hintelmann sich diesen Mann näher ansah, bemerkte er, daß er ihm mit den Augen Zeichen machte, näher zu kommen. Freudig erregt, erfüllte Hintelmann diesen Wunsch und hörte den Mann sagen: „Du, trag einmal die Fahne, ich muß mal raus.“

Bedor Hintelmann sich wehren oder ablehnen konnte, hatte er schon die Fahne in Händen und sah sie über sich im Winde flattern. Was soll das nur werden, dachte Hintelmann, aber für weiteres hatte er keine Zeit, denn die Fahne war schwer und, in solchen Dingen ungeübt, hatte er alle Mühe, sie gerade zu halten.

Die Schweißtropfen standen Hintelmann auf der Stirn, als der Zug endlich auf einem der großen Plätze der Stadt Halt machte. So sehr Hintelmann sich auch umschaute, der Mann, der bisher die Fahne getragen hatte, war nicht zu sehen. Vielleicht suchte er noch vergeblich, vielleicht war er aber auch in sich gegangen und hatte sein bisheriges politisches Leben bereut.

Auf dem Platz hatte inzwischen eine Ansprache begonnen und plötzlich bemerkte Hintelmann mit Entsetzen, daß der Redner das Wort direkt an ihn richtete.

„Parteigenossen“, sagte er — „so wie dieser Kamerad, einer unserer besten, aufrecht und stolz unsere Fahne trägt, so wird unsere Sache einst siegen. Eifert diesem Manne nach, den die Partei erkor, ihr Banner zu halten — zum Stolz ihrer Anhänger, zur Warnung für die, die heute noch nicht mit uns sind.“

Hintelmann konnte jetzt nicht anders... Vielleicht war es die Aufregung, vielleicht war ihm die Fahne wirklich zu schwer... Ohne einen Laut sank er ohnmächtig um. Ein gütiges Gesicht wollte es, daß in diesem Augenblick die Polizei eingriff und den Zug auflöste.

In allen Zeitungen war später zu lesen, daß der erste Schlag mit dem Gummiknüppel den Fahnenträger traf. Hintelmann aber, der beispielhafte Demonstrant, hatte über den Weg der Musik, das „Hoch“ und „Nieder“ und das allgemeine Drum und Dran seine Partei gefunden, die er in Zukunft wählte.